



UNIVERZITA KARLOVA V PRAZE
Fakulta humanitních studií
Středoevropský institut pro filosofii (SIF)
Central-European Institute of Philosophy



Director

Dr. Hans Rainer Sepp
Associate Professor

Praha, 19. September 2021

Gutachten zur Master-Arbeit von Iana Chernova

Die Suche nach weiblicher Identität

**Eine philosophische und literaturwissenschaftliche Untersuchung
zur Darstellung der weiblichen Selbstidentifikation
am Beispiel der abendländischen und postsowjetischen Literatur**

Referat

In ihrer Arbeit untersucht Vf.in die Darstellung weiblicher Selbstidentifikation in literarischen Texten der postsowjetischen und westlichen Nachkriegsliteratur unter sowohl philosophischen als auch literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Hierfür hat sie von Maria Arbatova die Romane *Mein Name sei Frau* und *Ich bin 40 Jahre alt* und von Ingeborg Bachmann den Roman *Malina* ausgewählt. In ihrer einführenden Bemerkung zu Problemstellung und Methodik betont sie, dass der gewählte Terminus der „Selbstidentifikation“ anders als im Fall von „Selbstidentität“ eine Prozessualität ausdrücke, wie sie sich gerade auch im Schreiben dokumentiert und dort die Selbstfindung reflektiert. Für ihre literaturwissenschaftliche und philosophische Analyse sind drei Autorinnen leitend: Butlers Konzept der Performativität, Kristevas Konzept der Literaturanalyse und Cixous' Konzept von der Selbstversetzung der Autorinnen in den Text. Für die philosophische Klärung des Selbst greift Vf.in zudem auf Foucault, Levinas und Ricoeur zurück.

Im ersten Kapitel macht Vf.in deutlich, dass sie unter „weiblicher Identifikation“ die aktive, performative Positionierung zu gesellschaftlichen Normen resp. im Schreiben versteht. Dies lasse sich mit Foucaults Begriff der „Selbstsorge“, worunter Selbsttechniken wie das Lesen und Schreiben fallen, mit denen eine Person in einen reflektierenden Selbstkontakt tritt, einsichtig machen. Literarisches Schreiben wäre damit sowohl eine das Selbst konstituierende Praxis als auch eine Kunstpraxis. Die Spannung in narrativer Identität und Identifizierung

- 2 -

könne mit Ricoeur als eine solche der Selbigkeit und Selbstheit gefasst werden: Bezeichne Selbigkeit die numerische Dimension der Identität, durch die ein Subjekt sich als ein und dasselbe wiedererkennt, sei Selbstheit mit der Fähigkeit des Subjekts verbunden, sich selbst zu reflektieren und Andersheit auftauchen zu lassen. Liegt eine der Bedingungen für Identitätsformierung in der Performativität, so fasse Butler die Gegebenheit der Geschlechter als Ergebnis kultureller Konstruktion. Für Kristeva sei Literatur ein Weg zu sich selbst, wobei das Wesen des künstlerischen Schaffens im Erwerb der Individualität, in der Wiedervereinigung mit dem ursprünglichen vorlinguistischen Fluss, beruht. Für Cixous bedeute die Versetzung in den Text, sich in die Welt zu versetzen, und sich schreibend erfahren, sei der Akt herauszufinden, was das ‚Ich‘ ist bzw. für das ‚Ich-sein‘ hält.

Das zweite Kapitel widmet sich dem Ausdruck des weiblichen Schreibens in der Sowjetunion. Die sowjetrussische Revolution habe mit der Aktivistin ein neues Rollenbild der Frau hervorgebracht, die nicht mehr, wie noch in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, durch ihre Spiritualität überzeugt. Ihr Lebensbereich von Pflicht, Arbeit und Gesellschaft habe das traditionelle Paradigma von Liebe, Haus und Familie abgelöst. Dabei sei gleichwohl eine Unterordnung der Frau unter die Regeln der neuen Gesellschaft vorherrschend gewesen, indem die scheinbare Emanzipation zu der doppelten Last von Haushalt sowie Arbeit und öffentlichem Auftreten verpflichtet habe.

Gegenstand des dritten Kapitels sind Arbatovs Romane *Mein Name sei Frau* und *Ich bin 40 Jahre alt*. Sie führen vor, wie das Kollektiv über die einzelne Person gestellt wird. So firmiere die Frau als Gebärende in ihrer reproduktiven Funktion als Mutter der Gesellschaft. Verfügt der Staat über Arbeit, Haus, Kinder, entstehe ein zweistufiges Identifikationsmodell aus staatlicher Identität und anpassender Selbstidentifikation. Die Abschwächung der Verbindung von staatlich aufgezwungener Identität und der Selbstidentifikation zu Beginn der Perestroika habe in vielen Fällen zu einer Identitätskrise geführt. Sofern die Tätigkeiten in diesem neuen sozialen Kontext noch kollektiven Vorstellungen unterstehen, trage diese Generation das Erbe des sowjetischen Identitätsmodells fort. Die Unterdrückung weiblicher Persönlichkeit im nachsowjetischen Russland entstamme nicht der wirtschaftlichen oder politischen Ausgrenzung und nicht der Subordination unter den Mann, sondern dem Umstand, dass Frauen sich mit dem zu identifizieren haben, was ihre Existenz wirtschaftlich (Unterstützung der staatlichen Normen) oder mental (Unterstützung des beliebigen Wertsystems) sichern kann.

Das vierte Kapitel behandelt Ingeborg Bachmanns *Malina*. Vf.in merkt an, dass sowohl Bachmann als auch Arbatova das stilistische Mittel der Erzähl-Instanz der Ich-Figur nicht zufällig aufgegriffen haben, wie auch beide Ich-Protagonistinnen von *Malina* und *Mein Name sei Frau* keinen Namen tragen. Bachmanns weibliche Ich-Erzählerin sei nicht eine selbständige Person, sondern Teil einer zersplitterten Psyche, wobei sich beide weiblichen *personae*, die erzählende und die erzählte *persona*, als männlich-rational (Malina) und weiblich-irrational (‚ich‘) interpretieren ließen. Malina suche die Nähe zu Ivan, da sie meint, ohne die Liebe zu ihm sich nicht selbst verwirklichen zu können; und indem diese Bewegung zum Anderen sich in eine solche zu sich selbst kehrt, führe das Scheitern der Beziehung zu Selbstzweifel und zu einer Abkehr vom eigenen Ich, indem die Ich-Protagonistin ihre Subjektivität in die männlich geprägte Ratio von Malina überführt. Der Erzählvorgang ende mit der Ermordung der Ich-Figur, und sofern die Ich-Figur und Malina *ein* Mensch sind, sterbe in der Anpassung an die männliche Kultur der weibliche Teil.

Das weibliche Ich gehe zugrunde, weil es am Ende nicht mehr spricht und denkt; doch auch wenn die Protagonistin gezwungen ist, ihr Wesen zu unterdrücken, sei dies ihre eigene Entscheidung. Auch die Protagonistinnen in Arbatovas Werken seien nicht frei im Ausdruck ihrer Meinung, hätten aber von Anfang an nicht die Möglichkeit zur freien Rede gehabt. Die Protagonistin in *Malina* vollziehe ihre Selbstidentifikation nicht in Bezug auf gesellschaftliche Normen wie im Fall von *Mein Name sei Frau*, sondern auf männliches Verhalten zu diesen Normen. Frauen in den Werken von Arbatova befänden sich, als zumeist dem sozialen System untergeordnet, vor dem Prozess der Selbstbestimmung, während die Protagonistin von *Malina* einen Tiefpunkt in der Entwicklung ihrer Selbstidentifikation erfahre; und werde bei Arbatova die Unvollkommenheit des Systems von der Außenseite her gesehen – die Gesellschaft und ihr Einfluss seien hier größer als der Einfluss eines Einzelnen –, so stehe bei Bachmann das personale Subjekt im Zentrum und bilde einen Ausgangspunkt für gesellschaftliche Konflikte. Die Protagonistinnen strebten nach gegensätzlichen Verhältnissen: Die kollektivistischen Strukturen entstammende Protagonistin bei Arbatova wünsche sich mehr Individualismus, während die aus einer individualisierten Weltordnung her kommende Protagonistin bei Bachmann nach Aufnahme in die Gesellschaft suche.

Die Untersuchung zeige, so das Fazit der Vf.in, dass sich das Selbst im Prozess der Selbstidentifikation hervorbildet und nicht als fertige, festgelegte Identität besteht. Selbstidentifikation sei Selbstaufbau, fortdauerndes Konstituieren des eigenen Selbst auf der Basis reflexiver Selbstsuche. Dass es hier nicht ein an sich festes Identisches gibt, bedeute, dass das Ich, um ein Selbst bilden und als Ich erscheinen zu können, einer ständigen Performanz bedarf, die sich in der kontinuierlichen Wiederholung bestimmter Handlungsrituale, vermittelt durch Sprache, Verhaltensmodelle und Wertesysteme, realisiert. Zu solcher Art des Tuns gehöre auch das Schreiben. Für Frauen spiele das eine besondere Rolle, da diese erst im Schreiben von Objekten der Repräsentation zu bewusst agierenden Subjekten werden. Schon im physischen Akt des Schreibens erlange die Frau eine eigene Verbindung zu ihrem Körper, der davor in der Unterwerfung durch den männlichen Blick nicht wirklich ihr eigener war.

Bewertung

Die Vf.in, die eine philosophische Fragestellung – die Bildung weiblicher Selbstidentifikation auf der Grundlage weiblichen Schreibens – mit der literaturwissenschaftlichen Untersuchung und philosophischen Interpretation literarischer Texte einer russischen und einer westeuropäischen Autorin verbindet, erfüllt ihr selbst gesetztes Ziel mit einem überzeugenden Ergebnis. Zu den formalen Vorzügen der Arbeit gehört, dass sie einen klaren Aufbau besitzt und über eine genaue, proportionale Gewichtung der Teile verfügt. Sehr geschickt wird ein Rahmen der Deutung aufgespannt, in dem mit Blick auf das weibliche Schreiben grundlegende Thesen wichtiger Vertreterinnen und Vertreter gegenwärtiger Theorien personaler Selbstbildung und der Genderforschung dargelegt und diskutiert werden. Mit diesem Rahmen kann die Vf.in sich an die Aufgabe machen, konkrete literarische Texte zu untersuchen. Das Ergebnis ist ein Zweifaches: Zum einen wird die grundlegende philosophische These – Selbstidentifikation ist nicht Identität – an literarischem Textmaterial geprüft und zum zweiten wird sichtbar gemacht, auf welche nach Zeit und Raum unterschiedliche Weise in europäischen Kulturen des 20. Jahrhunderts die Selbstidentifikation von Frauen im Kontext weiblichen Schreibens erfolgt. Das Profil der Überschneidungen und der Differenzen, die sich hier zeigen, belegt nicht nur vom konkreten Textmaterial her die Ausgangsthese, sondern erwei-

tert sie implizit auch auf die fragliche Identität von Sozialgebilden: Denn diese stellen ebenfalls keine fertigen Identitäten dar, sondern formieren sich unablässig in einem Prozess zu sich darin konkretisierenden, dem Umbau aber stets offen stehenden Gebilden der Selbstidentifikation.

Besonders hervorzuheben ist, dass sich die Vf.in in ihrem Universitätsstudium zunächst literaturwissenschaftlichen Forschungen gewidmet und sich erst in ihrem Masterstudiengang an unserer Fakultät auch der Philosophie zugewandt hat. Von diesem Gesichtspunkt her ist das überzeugende Ergebnis nach einer nur knapp zweijährigen Studienzeit im Fach Philosophie besonders aner kennenswert.

Der Text ist gedanklich wie sprachlich gut durchgearbeitet; der Stil ist klar und besticht mit plastischen, aber in gebotener Nüchternheit gehaltenen Beschreibungen. Nur bei den kurzen Abschnitten über das Zeichen und die Zeit (Kap. I, e) gerät die Vf.in etwas ins Schwimmen, in dem mitunter auch Sätze mit unverständlichen Aussagen begegnen, wie z. B. auf S. 20: „Als solche können diese unsinnigen Zeichen (Simulacras) in die Opposition eingefügt werden und damit den Raum der semantischen Freiheit ontologisieren.“

Hauptsächlich nur zu diesem Textabschnitt hätte ich die folgenden Anmerkungen:

Seite 16. Für Ricoeur bilde das Versprechen eine im narrativen Austausch mit Anderen sich bestätigende personale Identität, die auf solche Weise „immer wieder“ hergestellt werde. Dieser Austausch „bedeutet aber nicht die völlige Hingabe an den Anderen, wie es bei Levinas ist“, sondern diene dazu, „die Einheit des Charakters zu bewahren“, weil die Person sich nur dann zum Anderen positioniere, „wenn sie das versprochene Wort hält“. – Was genau stellt die Person in diesem Immer-Wieder her? Sollte nicht stärker die Differenz zwischen dem Wunsch, dem Drang nach Identität und der Unmöglichkeit, wirkliche Identität zu erlangen, betont werden? Was man erlangt, sind ja nur ständig in Umbildung begriffene Muster des Selbst, über die man sich einem letztlich unzugänglichen Kern annähern will. Was Levinas betrifft, müsste zwischen dem Selben und dem Selbst unterschieden werden. Levinas denkt sogar eine ganz starke Identität, diese ist aber das Selbe der *séparation* (ich allein nur bin es und kann es sein, der isst, trinkt, denkt ...), das man wie alles Vollzugsgeschehen nur leben und nicht eins zu eins reflektieren kann. Nur weil sich die Person in diesem Sinn, vor und außerhalb jeglichen Bewusstseins, schon ganz hat, kann sie sich dem Anderen ganz hingeben, weil das Selbst, im Unterschied zum Selben, eben keine Identität ist, sondern, wie Ricoeur gezeigt hat, ein Feld des wechselseitigen Einwirkens. Es gelte also die Wechselseitigkeit der Selbstbildung vom Respekt zu unterscheiden, den ein jedes Selbst dem „hohen Anderen“ aus dem Grunde entgegenzubringen hat, weil sie oder er als ‚Selbe‘ ebenso absolut unverfügbar ist, wie ich es für sie und für mich selber bin.

Seite 20. „Es stellt sich die Frage: Ist ein Ausstieg aus der Tradition der Sprache möglich? Der einzige Ausweg ist der Ausgang in die sprachliche Ununterscheidbarkeit oder in den Lärm, denn Lärm besteht aus Wörtern, die Bedeutung bilden, und in dieser untrennbaren Mischung ergibt Lärm völlige Bedeutungslosigkeit.“ – An welchen „Lärm“ ist hier gedacht (der „aus Wörtern“ besteht)? Und wie ist es mit der Stille? Unterschieden werden sollte (a) innerhalb der Sprache gegen sie revoltieren (mit der Sprache gegen sie; der Dadaismus hat das versucht, das japanische Haiku macht das), (b) an die Grenze von Sprache überhaupt gelangen (Sprachlosigkeit, Gewalt).

Seite 22. „Wenn wir den Begriff ‚Postmoderne‘ zu verstehen versuchen, öffnen wir in diesem Wort zwei Teile: ‚post‘ oder ‚nach‘ und ‚modern‘, das heißt, ‚co-temporal‘“. – Wie kommt es im Kompositum von ‚nach‘ und ‚modern‘ zu ‚co-‘ (‚zusammen‘, ‚korrelativ‘, co-temporal als gleichzeitig)? Was nachfolgt, steht gerade nicht in einer Gleichzeitigkeit.

Seite 23. „Die weibliche Sicht auf die Zeit bricht die traditionelle männliche, rationale Vorstellung von der geradlinigen Zeit, die einen Anfang und ein Ende hat.“ – Ist das nicht etwas sehr pauschal? Dann wäre weiblich = mythisch und männlich = magisch. Vielleicht liegt im Magischen eine Dominanz des Männlichen und im Mythischen eine solche des Weiblichen, das ist aber schwer auszuweisen. Das Magische entstand in prähistorischen Jägerkulturen, was man in der Tat wohl eher dem Männlichen zurechnen könnte; und das Mythische wurde im Zyklischen (Naturlauf, Besiedelungsumgrenzung, Epos) sesshafter Kulturen ausgebaut, aber dies gerade in vorwiegend patriarchalen Kulturen; freilich könnte man auch hier sagen, dass Frauen auf den (sich immer wieder regenerierenden) Zyklus von Geburt und Tod im Kontext des Umkreises des Hauses restringiert wurden, während die Männer linear ausgriffen (über den eigenen Umkreis hinausgriffen) und Kriege führten, die jeweils einen Anfang und ein Ende hatten, die aber in der perennierenden linear-magischen Kriegshaltung perpetuiert wurden.

„Schließlich ist der Leser bei der unmittelbaren Schöpfung des Textes anwesend, das heißt, die Zeit wird in diesem Fall als eine Kategorie wahrgenommen, die parallel zum Text erstellt wird, was die Wahrnehmung der Zeit aus der Sicht der Ewigkeit fördert.“ – Was genau bedeutet dies: „parallel zum Text“, und in welchem Zusammenhang stehen diese Parallelität und die Zeitwahrnehmung *sub specie aeternitatis*? Betrifft dies die Autorin im Prozess des Schreibens oder die Leserin bei der Rezeption oder beide?

„Das weibliche Schreiben drückt die Zerschlagung von Traditionen aus, indem es die wichtigsten kulturellen Konstanten dekonstruiert: Zeit, Bedeutung, Wort, Sein.“ – Unternimmt das aber nicht auch die Literatur männlicher Autoren (z. B. Joyce)? Und was heißt hier genau „dekonstruieren“?

Seite 25. „Die artikulierten Wörter besitzen somit eine Handlungskraft, da dieses Paar – aufgrund dieses Sprechaktes – jetzt als verheiratet gilt.“ – Aufgrund des sprachlichen Aktes oder aufgrund der darin formulierten Satzung? Der Sprachakt transportiert die Satzung, ist sie aber nicht.

„Das Wichtigste an der These, dass Sprache unsere soziale Wirklichkeit beeinflusst, ist, dass die ‚Sozialität‘ vorwiegend durch sprachliche Interaktionen gewährleistet wird.“ – Das könnte bis zu einem gewissen Grad eine kulturgebundene Feststellung sein. Gegenbeispiel: die sprachlose Form der japanischen Begrüßung (Verbeugung). Die Fixierung an der Sprache ist eine europäische kulturelle Klammer, die besonders im 20. Jahrhundert, vom 18. und 19. Jh. vorbereitet, ihre Hochkonjunktur hatte.

Seite 28. „Im Laufe dieser Ordnung verliert der Mensch seine Individualität, denn in der Sprache gibt es keinen Platz für das Individuelle: jedes Wort gibt dem einzelnen, bestimmten Ereignis oder Gefühl einen Namen, indem es das Allgemeine, Wiederholte festhält.“ – Ja, sofern mit Sprache Dinge, Vorgänge identifiziert werden. Nein, denn es gibt die absolut individuelle Formung, sonst gäbe es keine Dichterinnen und Dichter.

Diese Anmerkungen und Nachfragen schmälern die anzuerkennende Leistung der Vf.in nicht. Die Arbeit verdient die Note 1.

Fragen

1. Was genau sind „Identitätsdissidenten“? Diesen Ausdruck verwenden Sie, soweit ich sehe, nur in der Überschrift von Kap. III, 2c („Die Generation der Identitätsdissidenten“ der Perestrojka); er wird nicht weiter erklärt. Sind es Rückzüge ins Private, Gegenkulturen – aber gegen was?

2. Auf Seite 23 heißt es: „Das Hinausgehen über die Erkenntnis [ermöglicht „durch den weiblichen Blick auf die Zeit in den Texten der Schriftstellerinnen“] führt zu einem Gefühl der Unendlichkeit des Daseins. In einem solchen Ausgang wird das Problem des Todes und die Angst davor entfernt. So wird die Zeit in den Werken von weiblichen Autoren als Kategorie der Handlung verwendet.“ – Das ist sehr knapp und dicht geschrieben. Können Sie das näher erläutern? Besteht diese Erkenntnis in der Aufhebung der linearen Zeit und ihrer Kausalität? Inwiefern wurde dies auch von männlichen Autoren praktiziert, aber eher von ‚Außenseitern‘ wie Nietzsche.

3. Auf Seite 21 ist zu lesen: „Wie es scheint, ist es möglich, die Macht der Sprache nur durch die Verweigerung der Benennung, das heißt die Verweigerung der Definition der Welt oder Anderer, zu verlassen.“ – Verweigerung der Benennung: Das wäre der radikale Weg der Ich-Protagonistin bei Bachmann, die ihre Existenzweise zugunsten der an eine eingeschränkte Rationalität sich angleichenden Malina aufgibt. Inwiefern ist das auch der Weg der Philosophie? Etwa wenn Heraklit das Allerweltswort des *lógos* gebraucht, damit aber den Abstand des gewöhnlichen, Interessenstrukturen unterstehenden Lebens zu dem bezeichnet, was diesen Strukturen erst ihren sprachlichen Leib verschafft und sie trägt, er also das gewöhnliche Wort entfremdet, um die rationale Engführung (feministisch formuliert: der auf Objekte verschossenen männlich dominierten Kultur) zu zeigen. Bei den Kynikern (z. B. Krates und seine Frau Hipparchia) und Skeptikern mag sich dies noch radikalieren, und ebenso ‚spricht‘ es sich in der negativen Dialektik Adornos aus oder in der Epoché als praktischem Vollzug oder im Satori-Erlebnis des Zen-Buddhismus. Alle diese Unternehmungen zielen nicht in erster Linie auf den Erweis theoretischer Wahrheit ab, sondern darauf, die im gewöhnlichen Sprechen zum Ausdruck kommende Enge der Welthaltung ebenso aufzulösen wie sie in dieser Auflösung allererst sichtbar zu lassen, wobei sie sich stets am Rande der Sprache bewegen – das Sprechen der gewöhnlichen Welthaltung ganz hinter sich lassen oder sogar die Sprache selbst aussetzen. – Die Frage wäre: Enthält also die Philosophie ein weibliches Element, das – aufgrund männlicher Dominanz – nur bei wenigen Philosophinnen und Philosophen sich aktualisierte?

Hans Heinrich Lew